
Vischer
LG
S334
·Yvis
TORONTO

Rede

zur hundertjährigen Feier der Geburt

Schiller's

am zehnten November 1859

in der St. Peters-Kirche zu Zürich

gehalten von

D. Friedr. Vischer
ordentl. Professor der Aesthetik und deutschen Literatur.

Zürich,
Druck und Verlag von Orell, Füßli und Comp.
1859.



Wohl ist es dieses ernsten Raumes nicht unwürdig, daß wir in ihm das Andenken eines Dichters feiern, der mit seinen reichen Kräften treu dem Unendlichen gedient hat. Sind doch diese Hallen nicht gewohnt, anderes, als lebendiges Wort zu vernehmen; ja auch die Geister jener ernsten Männer werden uns nicht zürnen, die einst hier und in Deutschland den Glauben gereinigt haben. Wenn ich sie mir vorstelle in verklärtem Kreise versammelt, die Luther, die Zwingli und wer mit ihnen wirkte, wenn ich dann mir denke, wie unsers Schiller geistige Gestalt zu ihnen herschwebt: o, sie stoßen ihn nicht zurück, sie drücken ihm freundlich die Hand! Wohl klang es anders bei dir, als bei uns, so sagen sie; wir mit gestrenger Mahnung, du mit heitern Dichterfarben, aber doch: wie wir, so hast du gearbeitet, daß nichts Fremdes sich dränge zwischen den Menschen und seinen Urquell.

Und wohl ist es recht, daß wir den großen deutschen Dichter feiern in **diesem Lande**, das er verewigt hat. Den Gedanken der höchsten Güter der menschlichen Gesellschaft




und das Bild der Schweiz hat er im Bewußtsein aller Menschen für immer verknüpft. Wer Freiheit, unbefleckten Kampf für freie Ordnung, worin alles Große und Gute blühen kann, wer das denkt, dem schwebt von nun an die Tellsplatte und das Rütli, dem schweben die silbernen Gletscher, die glühenden Alpenhäupter vor, und wer diese schaut oder dieser gedenkt, dem lüftet sich die Brust, dem tritt die Losung: Sieg über Gewaltherrschaft in Geist und Herz.

Daß nichts Fremdes sich dränge zwischen den Menschen und seinen Urquell, daß der Mensch sein eigen sei und frei aus sich zum Ewigen sich erweitere, dafür brannte in dieser Brust ein nie erkaltendes heiliges Feuer. Ja, das ist sein innerstes Wesen: eine Feuernatur ist er, ein Mensch, in dem jene Flamme des Einen, Unbedingten, — nennen wir es Ueberzeugung, Gewissen, Wille —, die in uns Allen leuchtet, stärker und stetiger brannte, als in unzähligen Andern, die da namenlos bleiben; eine unentwegte Begeisterung, ein Stolz des innern Menschen-Adels, eine herzliche Verachtung alles dessen, was als dumpfe Sinnlichkeit den Menschen in die Tiefe zieht, was ihn als Wahn blendet, was ihn als Kleinlichkeit zersplittert, und gar dessen, was ihn als Gewalt will zwingen und zum Knechte machen. Und wie sein Wille stark war, die innere Gluth zu hüten, mit dem edelsten Inhalt zu nähren, so stark war sein Glaube, daß dem die Welt nicht widerstehen könne, daß dem Großen und Edeln der Sieg gehöre in der Geschichte der Völker. Weit hinter ihm, — so rief der Freund ihm nach —

Weit hinter ihm in wesenlosem Scheine
Blieb, was uns Alle bändigt, das Gemeine.







Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edeln endlich komme!

Ja, das ist ein Mensch, straff, gespannt, kämpfend, ringend, strebend, unablässig fortschreitend, sich erneuend; lang von Noth verfolgt und heimathlos irrend, nie weich gebettet, früh gebrochen an Leibeskraft und doch immer frisch, dem gedrückten Nerv Schwung abzwingend, — ein Mensch, an dem Tausende sich aufgerichtet haben und Tausende sich aufrichten werden. Er ist der Liebling der Jugend, weil er selbst jung, männlich und doch jung ist. Wir treten in die Mannesjahre, die Erfahrung droht uns einen Ring von Eis ums Herz zu legen, uns will zu Muthe werden, als ob nur Gewalt und List, Gold und Jagen nach Gold die Welt beherrschen, es kommt eine Zeit, wo wir meinen, uns von ihm abkehren zu müssen, weil man bei ihm die Welt nicht finde, wie sie sei; aber wir werden noch reifer, wir kehren zu ihm zurück, er behält Recht und er reicht uns die Fackel, um das Feuer auf dem Heerd unseres innern Heiligthums zu neuer Gluth anzufachen.

Nicht, als ob dieser wunderbare Mensch eine Ausnahme von den Sterblichen gewesen, als ob er mit Einem Male reif in die Welt getreten wäre. Ungestüm, eine unvergohrne Leidenschaft, ungeschlacht, einer wilden Naturmacht gleich lodert




in den Jahren der Jugend sein Feuergeist. Starrer Schulzwang, Willkühr eines Fürsten, der seinem Talente befehlen will, gießen Oel in die Flamme. Und ein Sturm braust hinein: der Sturm der neuen Gedanken von Aufklärung, angebornem Menschenrecht und Rückkehr zur Natur, die in England erstanden, in Frankreich genährt über Europa sich verbreiten: Gedanken, bestimmt, die Welt zu durchdringen, aber noch unreif, halbwahr und so mehr zum Zerstören, als zum Bauen angethan. Und auch in der Dichtung galt es ja ein Umwälzen, es galt den Kampf der schöpferischen Geisteskraft gegen die todte Regel, unter deren Herrschaft sie vertrocknet und verkommen war; aber in der Jähheit des Kampfes überhitzt sich Empfindung und Phantasie, stößt mit den falschen auch die wahren Grenzen um. Da läßt er im Zorn gegen das Unrecht in der Gesellschaft einen wilden Jüngling als Räuber mit blutiger Horde in die Welt einbrechen und Unrecht mit Unrecht bekämpfen, ein ahnungsreiches Vorbild der Greuel, die Frankreich bevorstanden, eine Dichtung nicht ohne Flecken des Unmaßes, des Wüsten, des Rohen, und doch — etwas wie alttestamentliche Urkraft haucht aus dem wilden Bild uns an; es ist furchtbar, aber groß wie die Urwelt, ehe der Planet seine geordnete Gestalt empfing; und doch — eine innere Stimme warnt ihn und er läßt seinen Räuber zum Schlusse sprechen: „Ich ahne, daß zwei Menschen wie ich den Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden."

Wenn er dann mit seinem glühenden Griffel den Druck, die Mißhandlung zeichnet, die das Vorurtheil des Standes gegen das reinste menschliche Verhältniß, die Wahl des Her=

zens, ausübt; — wenn er, kühn genug in einer Zeit, wo sein Vaterland im politischen Schlummer lag, den geschichtlichen Boden betritt und uns das Schauspiel der Herrschsucht entwirft, die eine Verschwörung für die Freiheit mißbraucht, um sich einen Herzogsmantel umzuwerfen, so wird im bewundernswerth raschen Fortschritt doch Maß und Einfachheit noch nicht gewonnen, der Wein seiner Dichtung hat noch nicht ausgeschäumt und oft genug entstellt Schwulst und gewaltsamer Witz die ergreifende Größe der Grundgestalt.

Es war Zeit, daß die Flamme sich läutere, damit sie reines Licht umhergieße nah und fern. Edle Frauen wirken mildernd, hülfreich ein, die Freundschaft sänftigt, beruhigt, bildet, die Erfahrung ackert den rauhen Boden. Und was das Wichtigste: eine neue Welt öffnet ihm ihren Schatz, die Welt der Griechen, ihr schönes Maß, der würdige Ernst, der doch immer naturvoll bleibt, die edle Einfalt, das ungebrochene, gediegene Ganze von Geist und Sinnenleben, die Grazie, die Klarheit, der ruhig große, deutliche, sonnige Umriß, die Morgenfrische, die noch von keiner mechanisch gewordenen Welt weiß, die heitere Erfindung, die das All beseelt und mit menschenähnlichen, menschlich fühlenden Wesen bevölkert.

Aus der nordischen Welt, vom stammverwandten britischen Volke her hat frühe schon jener unerreichte Vater der neueren Schauspieldichtung, jener Genius, der sich unbegreiflich in alle Formen der Menschheit zu verwandeln weiß, als wäre er sie selbst gewesen, jener schrecklich Starke und rührend Zarte, jener vertraulich Helle und geheimnißvoll Tiefe, jener Shakespeare auf ihn gewirkt und ihn zur Nacheiferung entflammt; seine strotzende Fülle, scharfe Zeichnung und ge=

sättigte Farbe der Lebenswahrheit, seine Innigkeit und seine Schauer strebt er nun mit dem schönen Maße der Griechen in Eins zu schmelzen: ein hohes Ziel und ein schweres, nach dem wir noch heute ringen.

Noch haben wir die Quellen der Läuterung nicht alle vereinigt. Die ernste Forschung tritt hinzu. Zuerst Forschung der Geschichte. Der handelnde Mensch, das öffentliche Leben ist der Schauplatz, worauf dieser Männliche sich zu Hause fühlt. Große Männer und Thaten waren schon die Freude des Knaben gewesen. Was ihn fesselt, so sagt er selbst, ist der große Menschen-Ocean, das Völkergewimmel, wo durch die gewaltige Wucht unendlicher Bedingungen und Folgen im großen weiten Zusammenhang Alles den ernsten Zug der Nothwendigkeit annimmt und heraus aus der Enge des Lebens auf ein höheres Postament sich stellt. Kein Fleiß wird gespart, sich in die strengen Quellen zu vertiefen, die Neigung aber verweilt immer bei den Stellen des großen Buches, wo Nationen sich befreien.

Doch weiter: in seinem Geiste sollte Dichter und Denker sich vereinigen. Der Denker wollte seine eigne Zeit und seine Nahrung haben, auf daß er den Dichter befruchte, ohne ihn zu stören und befangen zu machen, auf daß Werke entstünden, gestaltvoll, körperhaft und doch von großen und lichten Gedanken durchzogen. Da versenkt er sich in jenen tiefen Bau des Königsberger Meisters, auf dem Alles ruht, was wir Neueren forschen und deuten am Räthsel des Geistes und der Welt, des ehrwürdigen Kant, der mit seiner unbedingten Erhebung des freien Geistes über alle Sinnenwelt ihm so wahlverwandt entgegenkommt. Er scheidet aus, was

an seinen Jugend=Ideen trüb und formlos, er begründet klarer, was ächt daran war, und nun, da er aus dem dunkeln Schachte des Forschens sich wieder sehnt nach dem heitern Lichte des Schaffens: da findet er den Freund, dessen Dichtergabe größer, dessen Geist milder, von innigerem Naturgefühl, künstlerischer, feiner, von der reinen Schönheit des Alterthums früher durchdrungen war, aber nicht ebenso auf männlich starken, heldenmäßigen Inhalt sich erstreckte. Eine Freundschaft wird geschlossen, neidlose Wechselwirkung zweier so verwandter und doch so verschiedener Geister, eine Wechsel=Ergänzung, segensreich für die Kunst und Bildung Deutschlands und aller Nationen.

An der Pforte dieses Läuterungsganges steht ein Werk, noch nicht von voller Reife zeugend, aber doch wie aus Edelstein gefügt. Ein kühner, großer Mensch, dessen Liebe die Menschheit ist mit allen künftigen Geschlechtern, ein Bürger der Jahrhunderte, die da kommen werden, wirft sich vor einem Tyrannen nieder und fleht ihn, daß er der Menschheit verlornen Adel wieder herstelle, daß er ein Schöpfer werde, in dessen Reiche Geister reifen und der Freiheit stolze Tugenden erblühn; er rührt sein steinernes Herz, aber er thut in zu feiner Berechnung für seinen Zweck einen Fehlgriff und er opfert sich, um ihn zu sühnen. Damit verkündigt uns Schiller, daß sein Herz sich trüber Leidenschaft entwunden hat, weit und groß geworden ist, und unverstanden von jenen, die über den seltsamen Schwärmer lächeln, steht er als der deutsche Genius vor uns, in welchem jene ganze Strömung weltumwälzender Freiheits=Ideen gereinigt sich zusammenfassen sollte. Was jene Freidenker, jene geistreichen Spötter, jene

Träumer von paradiesischer Gesetzlosigkeit verworren gewollt und was mit Blut und Schrecken endete, in ihm ist es geadelt, das Sturmlied des achtzehnten Jahrhunderts, in ihm wird es zur reinen Hymne, zum Morgenlied einer Zeit, die es edler, menschlicher, besonnener zu Ende führen wird.

Vollendet aber sehen wir die Läuterung am Schluß dieser Jahre des Lernens. Der wilde Wassersturz wird zum klaren Strom, der den Himmel spiegelt und die Völker verbindet. Der Kern bleibt fest und streng, die Schaale wird weich. Schiller war im Stolze der erhabnen Freiheit des Geistes ungerecht gegen die Natur gewesen; jetzt erkennt er, daß nicht durchaus der Geist mit ihr im Kriege liegen muß, er erkennt, wie Pflicht zur Neigung werden soll und die wahre Tugend die des schönen Gemüths ist, die, welche das Gute um seiner Schönheit willen übt und Würde mit Anmuth eint; er verherrlicht die Frauen, die das ewige Feuer nähren in der Grazie züchtigem Schleier, lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen, sich in der lieblichen Form zu umfassen, und vereinen, was ewig sich flieht. Freude hat das strenge Herz durchzittert und erweicht bei dem Odem dieses neuen Geistes, das Entzücken im Gefühl der Einheit aller Wesen, des Zusammenklangs der Schöpfung, der Jubel, daß Alles gleich ist vor dem Höchsten und sich sonnen darf im heitern Lichte des Daseins. Angesichts der Barbaren-Gräuel der französischen Staatszerstörung fordert er, daß der Mensch zur innern Uebereinstimmung mit sich gebildet sei, ehe er an's Werk gehe, den Noth- und Gewaltstaat zum Vernunftstaat umzubauen; im Schönen, in der Kunst sucht er den Weg, ihn zum Gerechten und Guten, zum freien Bürger

einer freien Gemeinschaft zu erziehen. Mag es sein, daß die Geschichte andere Wege geht, daß die Völker zuerst durch die herbe — freilich aber gesunde — Kraft sich befreien müssen, um zur schönen Menschlichkeit zu gelangen, aber daß es erst dann der Mühe werth ist, frei zu sein, wenn Freiheit die Frucht der rein menschlichen, harmonischen Bildung trägt, das bleibt stehen für immer.

Wie Charakter und Weltanschauung, so steht nun auch Schillers Dichtergabe auf der Höhe. Der Lernende ist Meister geworden; man sieht seinen Werken keine Mühe mehr an, Alles bewegt, ordnet sich wie von selbst, spricht sich völlig aus, so daß das Innere durchsichtig wird und nichts in Stummheit verborgen bleibt. Die Sprache erklingt unter der Meisterhand. Was das Deutsche Schiller verdankt an Belebung, Schmeidigung und Erhöhung, ist nicht zu berechnen. Und mit seinen geflügelten Worten sagt er die Dinge so, daß wir rufen müssen: getroffen, uns von der Zunge genommen! Gelöst und heraus, was uns dunkel Herz und Geist bewegte, aber auf der Lippe stockte, und doch neu, doch niemals dagewesen! So gesagt, daß es für alle Ewigkeit gesagt ist, Losungswort für alle Zeiten, so daß, wo und wann immer es um dieselben großen Dinge im Leben sich handelt, Schillers goldene Sprüche wie Flammenschrift heraustreten!

Doch daß wir keine menschliche Größe unbedingt preisen! Es ist wahr, nicht immer strömt gleich voll und stark die dichterische Ader, ihr Puls ist unterbrochen. Der edle Mensch, der tiefe Denker und der Dichter sind in Schiller nicht ganz Eins geworden. Er faßt seine Stoffe gern zu gewaltsam an, um sie zu der Bedeutung zu heben, die er ihnen geben will;

allzuberedt tritt oft er selber vor, statt die Sache wirken zu lassen; die Stellen sind zu unterscheiden, wo der prachtvolle Fluß seiner Rede schlichter sein müßte, um dem Gegenstande gemäß zu bleiben, die Stellen, wo er Farbe, Stempel, Sitte, Bedingungen der Zeiten überspringt, die er schildert, wo er seine Personen zu deutlich selber sagen läßt, was sie sind und denken, statt es uns entnehmen zu lassen aus dem, was sie thun und verschweigen oder nur halb aussprechen. Er ist auch jetzt, da seine Herbe sich gemildert, nicht immer gerecht gegen die Natur und das Wirkliche. Und verhehlen wir es uns nicht: neben dem männlichen Ton zieht sich ein sehnsüchtig empfindsamer hindurch, den wir nicht durchaus loben können. Stark ist Schiller, wenn er seinen Stand nimmt im feurigen, thätigen Willen, der sich anspannt, in die wirkliche Welt seinen hohen Inhalt hineinzuarbeiten, zu schmelzend aufgelöst ist er, wenn er von dieser wirklichen Welt sich leidend hinübersehnt nach einem Bilde des Vollkommnen und vergißt, daß der Dichter den Abglanz des Himmels auf die gegenwärtigen Gestalten des vollen, kämpfenden Lebens wirft. Und doch, es klingt da wieder etwas hindurch, was uns schnell mit ihm versöhnt, so etwas Vertrauliches, ein Herzenston, schlicht, einfach wie Schillers eignes bescheidenes Leben, treuherzig, ächt deutsch: man muß ihm gut sein, es ist nicht möglich, sich ihm zu entfremden. Das Herrschende aber ist ja doch der starke, der tüchtige, der männliche Ton.

Die Dichtergabe seines großen Freundes war ungemischter: reines Gold der Dichtung, wohl aber auch weich wie Gold. Schiller setzt dem Gold etwas zu, was mit ihm nicht in Ein Metall aufgeht: es ist aber Stahl, ächter Stahl, es

ist sein großer Wille, sein gedankenreicher Geist, den er nur nicht völlig in die Dichterkraft einzuschmelzen vermag. Göthe schließt den handelnden Menschen aus, Schiller schließt ihn ein: der mächtigere Inhalt war schwerer in gegenständliche Form aufzulösen. Die Natur mischt in unendlicher Weise die Kräfte. Hat sie hier einen Redner und Denker mit einem Dichter gemischt: es sei, warum sollen wir ihn nicht lieben und verehren, wie er ist, da die Mischung so herrlich geworden?

Wo aber der Dichter wieder ungetheilt spricht, ja, da ist er ganz Dichter. Oder fehlt sie ihm, jene wunderbare Anschauung der Dinge, die das leibliche Auge nie gesehen? Reißt er uns nicht in die wilde Brandung des Meeres, deren Anblick ihm nie geworden? Ist es uns nicht als athmeten wir Lüfte der Schweiz in seinem Tell? Und er kannte sie nur aus Büchern. Vertraut wandeln die Bilder der Welt und die Charaktere der Menschen vor seinem innern Auge vorüber; ja auch das Arge der Welt, die Netze der List, was an Höfen im Verborgenen spielt, in Staatsverwicklungen hinter der Oberfläche sich abspinnt, die Irrgänge der Leidenschaft, die Abgründe des Bösen: er ist nicht so Schwärmer, daß er sie nicht wohl kennte und verstünde. Oder hat er nur Solches zu zeichnen gewußt, was eng und nah mit seiner höchsten Begeisterung zusammenhieng? Woher dann — es sei nur Eine Probe genannt, wo er so sichtbar aus sich herausgieng, — woher jenes muntere Bild eines wilden, aber rüstigen Lagerlebens, wo das bunte Gewühl so ganz nicht wissend, daß es belauscht wird, in derber Natürlichkeit sich gehen läßt und doch der Geist der Ehre auch die

rauhe Kriegerbrust adelt? Woher der treue Ton und Wurf jener rasselnden Kriegszeit im ganzen Wallenstein?

Aber noch haben wir ja auf die Stelle nicht gewiesen, wo unzweifelhaft die volle Stärke dieser Dichtergabe wohnt. Jene Form der Dichtkunst, die am meisten bestimmt ist, den Geist der neuen Zeit, den seiner bewußten, den freien Geist auszusprechen, jene Form, welche Menschen gegenwärtig vor uns aufführt und eine Handlung vollenden läßt, in welcher spannend, überraschend, tausend Herzen der versammelten Menge mit sympathetischen Schlägen erschütternd des Schicksals hoher Wille sich vollstreckt: die Schauspieldichtung, darin ist er Meister, das ist der rechte Boden für seinen Feuergeist und auf diesem Boden erreicht selbst sein noch begabterer Freund ihn nicht. Hoch zu Rosse pocht der Tyrann, — wir wissen, jetzt spannt der verborgene Schütze die Sehne, — Todesstille liegt über dem ganzen Haus, jedes Herz klopft — und wie ein Blitz schlägt die ewige Gerechtigkeit ein.

Ueberschaut man nun die Reihe von Werken, die in rascher Folge der rastlos thätige Meister geschaffen, so finden sich doch noch zwei dunkle Stellen, die sich nur allmälig lichten. Es herrscht von Anfang ein finsteres Schicksal; um ja keinen Schein zu lassen, als ob er den Menschen allein und nicht viel mehr die Weltordnung verherrlichen wolle, läßt er diese in einer furchtbaren Majestät walten, die menschlichem Wollen und Wünschen wie ein schroffes, unnahbares Gebirge gegenübersteht, wo drohende Wetter schwellen und sich zerstörend entladen. Er rettet im Leiden die Menschenwürde, aber er versöhnt uns nicht wahrhaft mit der Sendung des Leidens.

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem beweglichen Grunde?

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt:
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.

Fürchte des Unglücks tückische Nähe,
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz!

Wohl ist das erhaben, aber noch lange nicht das wahrhaft Erhabene. Dieß ist nur da, wo mitten im Untergang die Aussicht in eine Weltordnung sich öffnet, die im Einklang ist mit jedem hohen und edeln Streben des Menschen, die ihm Leiden sendet, weil er kein reines Gefäß ist für seine und ihre erhabenen Zwecke, die aber, mag auch dieß Gefäß zerbrechen, sie doch zum Siege führen wird. Und das war ja Schiller's Glaube; verdunkelt hatte ihn nur eine alte, düstere Vorstellung der Griechen von einer Schicksalsmacht, die wie ein Dämon lauert, Menschenglück zu brechen, damit der Mensch sich nicht überhebe.

Die andere ungelichtete Stelle ist da, wo es sich handelt um Vaterlandsliebe und Weltbürgerthum. Die Ansichten der Zeit waren weltbürgerlich, Vaterlandsliebe war man geneigt unter dem Namen Nationalstolz als eine Beschränktheit der Griechen und Römer herabzusetzen, die alle Fremden als Barbaren verachteten. Man vergaß, daß das wahre

Selbstgefühl der Nationen ein edler Stolz, eine sittliche Macht und der gesunde Boden ist für jedes menschliche Gedeihen, daß es die allgemeine Menschenliebe nicht ausschließt, daß jeder Einzelne vor Allem Glied seines Volkes und nur durch diese Mitte Glied der Menschheit ist, daß die große, ferne Idee eines Bundes aller Völker in nichts zusammensinkt, wenn man die kräftige Eigenheit der Völker auslöscht, die eben ihn bilden sollen. Auch Schiller hatte in dem weitaussehenden Ziele des Weltbürgerthums und der allgemeinen Menschenfreiheit die Idee des Vaterlandes verflüchtigt. Der Freiheitsgedanke, wo er ganz zum herrschenden wird, verbirgt sich leicht, daß wir vor Allem ein Vaterland haben müssen schlechtweg, frei oder unfrei.

Wie er von diesem Irrthum sich losmacht, das zeigt zuerst jenes hohe Bild einer begeisterten Jungfrau, die ihr Vaterland vom Feinde befreit, ein Bild, das er aus dem Staube des leichtfertigen Hohns, der schmutzigen Verläumdung gerettet. Da brechen solche schlagende Worte hervor, wie das oftgenannte:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

Fragt ihr aber, wo dieß Dunkel sich lichtet und jenes andere? Wo das Schicksal zur hellen, geistigen Weltordnung wird, die der opferwilligen, schwergeprüften Mannestugend den Sieg gönnt? Wo Vaterland, geschloßne, liebe Heimath und das reine allgemeine Menschengut, die Freiheit, sich zu Einem verbinden? Und noch mehr, wo auch jene Reinigung und Klärung der wilden Freiheitsrufe des achtzehnten Jahr-

hunderts, die wir schon gerühmt, ihren Triumph feiert? In jenem Bild eines Volks von Hirten ist es, das nicht früher sich zum Aufruhr erhebt, als bis es zu dem Aeußersten gebracht ist, wo der Mensch

Getrosten Muths hinaufgreift in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen, unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst!

eines Volkes, das im gerechten Kampfe der Nothwehr keinen Tropfen Blutes mehr vergießt, als nöthig ist, um Recht und Ordnung, friedliche Pflanzstätte für alles Gute und Menschliche, zu gründen, in jenem vollsten Gegenbilde zu seinem wilden jugendlichen Räuberschauspiel ist es, im Wilhelm Tell.

Ja wohl ehrenvoll für dieses glückliche Land, daß er ihm seine alten Helden, von denen es seit frühen Zeiten sang und sagte, also zu leuchtenden, ewig gültigen, der Menschheit bleibend eingeprägten Bildern gestaltet, daß er sie ihm, wie Homer den Griechen ihren strahlenden Heroen-Kreis, dadurch erst wahrhaft zum geistigen Eigenthum gegeben hat!

In seinem Dank vergesse es nicht, dieß also verherrlichte Land, daß Schiller alle Völker und sein Volk vor Allen im Auge hat. Er hat geahnt, was dieß Volk zu werden bestimmt ist. Er war ein Seher, ein Prophet! O, in dem Manne war, ich weiß nicht welches Wunderbare, welcher weit in die Zukunft vorragende, weit über alle Lande sich ausdehnende Geist! Um wie viel er uns als Schwärmer erscheint, um so viel müssen wir in die Zukunft und ins Weite blicken, um ihn zu verstehen. Darum wächst auch in Tiefe und Weite die Liebe und das Verständniß für ihn;

ein Jahrhundert ist vorüber seit seiner Geburt und wir verehren ihn als einen der ersten unter den Geisteshelden der Menschheit, ein Jahrhundert und wieder eines und wieder wird vergehen, man wird ihn feiern von Jahrhundert zu Jahrhundert und endlich wird eine Feier kommen, wo die Menschen rufen: seht hin, er hat Recht gehabt mit seinem hohen Bilde der Freiheit und schönen Menschlichkeit! Nicht, als wäre er der Thor, zu meinen, es sei je eine Welt ohne Gebrechen möglich, und noch weniger heißt er uns die Gegenwart mit jäher Hast anfassen. Als Mensch sah er nüchtern in die Welt, die er besser kannte, als Mancher, der ihn Schwärmer schilt. Er senkt uns ein strahlendes Bild in den Busen und überläßt uns, zu urtheilen, wie viel davon wir Schritt um Schritt in besonnenem Werk übertragen können in die spröde Wirklichkeit; nur immer warm und unbeirrt im Innern sollen wir den heiligen Schatz bewahren:

Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
— — — — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.

Und fragt ihr, wo bereits sein Seher-Auge sich bewährt hat? In den Räubern, in Kabale und Liebe hat er die französische Staatsumwälzung, im Fiesko mit wunderbarem Blick in Gang, Getriebe eines politischen Ereignisses, wovon ihm jede Anschauung fehlte, im Wallenstein, im Geßler hat er ihre Wendung zur Alleinherrschaft, ihren Bändiger, ihren abgefallenen Sohn, der zum Tyrannen und



blutigen Eroberer wurde, geahnt und gemeint. Und während rings um ihn noch keine Spur das Kommende verrieth, hat er im Tell die Erhebung seines Volkes gegen diese seine Geisel geweissagt. Als wir, — ja ich darf es sagen: wir den Gewaltigen zertrümmerten: Tausende von jenen, die nicht zitterten, als die Erde unter der Wucht seiner gepanzerten Reiter dröhnte, die dem Donner seiner Geschütze die Brust boten, Tausende von jenen Tausenden, die jene Wahlstätten, jenes blutgedüngte Feld der Völkerschlacht mit ihren Leichen deckten: sein Lied hat auf ihren Lippen geschwebt, sein Geist hat ihre Schlachten mitgeschlagen. Und wenn es wieder gilt und wenn wir wieder blutig ringen sollen um Vaterland, Sitte, Recht, Wahrheit: sein Lied wird auf unsern Lippen schweben, seine flammenden Worte werden der Schlachtruf sein.

Er sollte nicht mehr mit leiblichen Augen sehen, was er vorausgeschaut. Mitten unter herrlichen Entwürfen ging er dahin. Nicht um zu klagen sind wir gekommen. „Er hat als ein Mann gelebt", so sprach der trauernde Freund, „und als ein vollkommener Mann ist er von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen, denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig."

Der das sprach, hat den Geschiedenen lang überlebt, mit abnehmender Frische der Dichterkraft, mit zunehmender Helle und Weisheit ist er zu hohen Jahren gelangt. Und wenn ich das Bild der Beiden suche mit den Augen des Geistes, so ist mir, ich sehe den Einen als heiteren Greis ruhig von





oben wie von einem hohen Sitze niederschauen auf die weite Welt; mild und sicher und stet ruht sein Blick über dem Ganzen; vor diesem weichen und doch so klaren Auge liegt jedes Ding in der scharfen Deutlichkeit seiner Umrisse, und auch in das Innre der menschlichen Brust dringt es tief und mächtig, es scheint zu sagen: ich kenne deine Freuden und Leiden, ich habe sie selbst durchstürmt und bin zum Frieden durchgedrungen. Aber da ist eine Stelle, ja eine ganze große Sphäre, wo dieß feste Auge unsicher wird und sich abwendet: es ist das Gebiet der Manneskämpfe im öffentlichen Leben. Das liegt vor ihm wie eine dunkle, verschlossene Wolke. Es zuckt, es blitzt in der Wolke: und da, mitten in dieser zuckenden Wolke, da sehe ich das Bild des Andern. Er ruhet nicht, er schreitet, er schwebt. In seinen Locken wühlt etwas wie ein Wehen von oben; von seiner Stirn glüht etwas, von seinen stolzen Lippen droht etwas wie ein Moses-Zorn, da er vom Sinai kam und die Menschen tanzend fand um das goldene Kalb, aber es ist Zorn aus Liebe; in seiner Hand wogt etwas, es ist ein blankes, haarscharfes Schwert, zu zerhauen, was des Menschen unwürdig ist, Lug und Trug und Wahn und schlechte Leidenschaft und Knechtschaft. So schreitet er schwebend, schwebt schreitend den Völkern, allen Völkern, seinem Volke vor Allen, dessen Kraft und Größe noch verschüttet liegt unter Trümmern der Vergangenheit, voran, vorwärts zum hohen Ziel!



